

## **der versuch zu schreiben wie debus malt**

Dieser Text wurde aus zur Vernissage der Debusausstellung  
DAS ENDE UND ANDERE KURIOSITÄTEN  
in Berlin-Friedenau/Hauptstrasse 89 durch Götz Schwirtz verlesen. Die Ausstellung ist bis  
Anfang November zu sehen.

"TIEFE QUILLT AUS RISSEN IN DER OBERFLÄCHE"

Ich bin im Bilde

Die Avenues haben nur eine lange Schattenseite in der Hitze und ihr Beton fängt früh an zu glühen. In den Querstrassen bläst wenigstens Wind zwischen den Wassern. Doch ist es egal wo ich bin, Hauptsache, um die Ecke geht es weiter. Ich bin immer dort wo es weiter geht, wenn nicht, bin ich falsch oder der Ort.

Ich habe sogar Nerven, mir verschieden bunte Rolex in einem Schaufenster anzusehen. Jede derer würde zum grauen Schimmern meines Anzugs passen. Der ist noch dunkler vom Schweiß, der flächig durchbricht. Die Türsteher der Nobelläden haben nicht nur einen Gehsteigföhn im Winter, der ihnen von unten in die Mäntel bläst, nein jetzt bei 104 Grad Fahrenheit, gibt es Läden da wird gekühlte Luft unter den Portier gepustet, der aber trotzdem im Laden wartet. Es kommt ja sowieso keiner am Mittag. Ich nehme seinen Platz am Schaufenster ein und lerne, das es bunte Rolex gibt. In der Auslage am Eingang zum Vorbeigehen.

Das was zu tun gewesen war, hätte ich überall auf der Welt tun können, nun bin ich froh, damit fertig und hier zu sein, aus dem klimatisierten Konferenzraum und den kalten Entscheiden in die Glut der Stadt und von dort aus wieder in eines der Museen tauchen zu können, die anderswo als Kühlhaus durchgehen würden. Kunst gammelt nicht in der Hitze, aber wir vergehen. Gekühlt ist der Feininger besser. Schnell war ich den anderen entronnen, nicht flüchtend, sondern mehr seitlich entweichend. Warum auch sollte ich vor meinem Erfolg flüchten? Narzissten ist der Erfolg egal. Denn sogar der ist kleiner als sie selbst sich sehen müssen. Die anderen feiern jetzt den Geschäftsabschluss, ich auch. Und gehöre zur Gruppe derer, die keine Gruppe sind. Ich führe die Gruppe derer an, die keine Gruppe sind und nie Anführer akzeptieren würden. Ich führe sie zu guten Abschlüssen, gebe meinen Leuten Geld und flotte Sprüche und gehe meiner Wege. Ich liebe dieses Land, aber den Reiz des Lapdance werde ich nie verstehen.

Das Museum hat gerade erst geöffnet und trotz der Hitze draussen suchen nur Wenige Rettung im Kühlhaus der Kunst. Schnell stehe ich vor dem schwarzen, schmalen Panther, der so steinkalt lebendiger wirkt, als der hinter den Stäben in Rilkes Zoo, gebe die kurze Referenz der Gründerin des Hauses, die sich selbst in Stein gehauen hat. Auch schwarz. Ich weiss welche ihrer Bilder ich ansteuern wollte, doch auf dem Plakat war Feininger angekündigt, im dunkeln Treppenhaus zieht mich etwas weiter nach oben zu ihm. Die werden doch nicht. Doch sie haben. Kaum in den Ausstellungsräumen, stehe ich im Spannungsfeld der beiden Brücken. Clever hängen sie in zwei Räumen in einem neunzig Grad Winkel. Ich stelle mich genau an den vom Kurator gedachten Punkt und warte, zu welchem der beiden Bilder es mich mehr zieht. Für die Details muss ich pendeln, erst von ihr argwöhnisch beäugt, scheint die Aufseherin stolz zu sein, einen so interessierten und genauen Betrachter bewachen zu dürfen. Erstmals sehe ich die Bilder im Original, verbleibe letztlich vorm neueren der beiden mit den gleichen Sujets und beginne langsam in dem Bild zu verschwinden. Die Brücke überquert meinen Weg weiter oben als sie ist, doch könnte ich sie nie unterschreiten, in eine Stadt, die schon beim zweiten Haus undeutlich wird. Das ist egal, den sie ist auch sehr ungerade,

manche Häuser gelb, und mehr scheint hinter den bemalten Flächen zu sein, als das worauf ich schaue. Ich drehe mich um und sehe aus dem Bild, über mir die Brücke, in den Saal in dem ein kleiner Junge steht. Frech sieht er mir zu und seine Augen funkeln vor Freude und Neid. Der findet gut das ich im Bilde bin. Andere Besucher schieben langsam an ihm vorbei, und sehen ihn und mich nicht.

Ich habe überhaupt keine Lust weiter in die Flächen eines Fremden zu steigen, die ihre Tiefen ohne Abstand verlieren. Wer weiss, was Feininger in den Kneipen erlebt hat, ich habe keine Lust auf Kneipen, davon hatte ich schon genug. Ich stehe unter der Brücke, lasse die Betrachter weiter ziehen und sehe mir den Jungen an, der mich immer noch mit den Augen verfolgt. Ich kenne ihn. Ich kenne ihn, seit er in einer Galerie hing, ich kenne ihn und weiss, das ich es selbst bin, der mich da anblickt. Der Junge ist kein Junge, er ist ein Bild. Ein Bild das eigentlich woanders hängt, das ich beim ersten Mal sehen wiedererkannte. Am eigentlichen, am alten Bild ist nichts verwunderliches. Ein reicher Pfeffersack hat seinen Erben malen lassen. Man sieht schon die spätere männliche Masse, mit der er sich durchsetzen wird, jetzt ist sie noch niedlicher Babyspeck. Doch sieht man auch die kommende, harte Schönheit. Sein Blick ist jetzt schon lüstern, um Liebe wissend, nicht erwartend, nicht einfordernd. Doch irgendwer muss den vermuteten späteren Weiberhelden vergessen haben, jeder hat seine Zeit, manche auch ein grosse, doch ist sie vorbei und dann noch ein paar dazu, landest du auf dem Kunstmarkt, wo ein Debus dich und genau das sieht, was noch nicht da war. Selten, so viel Idee, soviel Kunst mit so wenig Aufwand und einer so brutalen Wirkung. Debus malt dem Knaben mit Eitempera verlängerte Ohren aufs Öl und nennt es "Das fremde Kind". Zwei Ohren, ein Titel und die Oberfläche reisst. Ebenen der Tiefe erscheinen. Debus Oberflächen sind glattes Eis mit Gletscherspalten.

Der Junge drückt auf einen Knopf in der Luft und verschwindet ganz langsam nach unten aus meinem Blickfeld. Der Wechsel von Bild zu Bild scheint per Paternoster organisiert. Doch es ändert nur der Raum vor mir, erst in Schwarz, dann in ein leuchtendes Dunkel. Ganz ruhig jetzt, auch wenn es kein Traum ist. Die unwirkliche Stille und Geruchlosigkeit sprechen zwar dafür, doch bin ich ausser mir in einer fremden Welt, die ihren Ursprung nicht in mir hat. Das ist kein Traum. Und ich habe nichts genommen, was mein Bewusstsein verrücken könnte. Ich fühle meinen Puls, der ist ganz ruhig, ich lebe und stehe in einer nächtlichen Landschaft in der Zeit als man England noch malte. Da war es schöner und ich kenne das Bild in dem ich bin, die beiden Monde ziehen mich zu sich, der Junge mit den spitzen Ohren läuft mir voran. Wieder ein Bild, wieder ein Debus, wieder eine Täuschung, die aber keine ist, da sie jeder erkennt. Und doch bemerkte ich beim ersten Sehen, erst durch den Titel, was ich sah. Da staunte ich wieder über den Maler. Ich laufe den Fluss entlang in Richtung der Monde, von denen ich weiss, sie so wenig erreichen zu können, wie ich sie erreichen will. Von aussen könnte man die Zeit des Bildes in dem ich bin, schnell eingrenzen, innen hat ein Bild keine Zeit. In der seit hunderten Jahren existierenden Düsternis des Bildes, die auch der zweite Mond nicht grundsätzlich erhellt, lässt sich keine Zeit erkennen. Ein nächtliches Ufer hat keine Zeit. Die Nacht hat keine Zeit. Sie ist eine Zeit. Der Junge eilt mir voraus, ich lasse mich nicht drängen. Schon gar nicht von einem Bild, von dem ich glaube, ich erkennte mich wieder. Der Junge hat mit der Liebe des sich Liebenden zu tun, die fremder Liebe misstraut. Keine kann grösser sein, als seine zu sich. Zu den Monden will nicht, ich nehme an einer Gabelung den anderen Weg, weg vom vermeintlichen Spass am Himmel. Schnell wird es heller, in einem Raum sehe ich den Jungen stehen, der sich die Predigt eines Erwachsenen anhört. Ohne Bohnerwachs riechen zu können, ohne den Raum und den Lehrer zu erinnern, weiss ich, das ich es bin, dem erzählt wird, das es so nicht weiter geht. Ohne zu hören, weiss ich was gesagt wird und weiss auch, dass der Junge weiss, was es heisst, das es so nicht weiter geht. Dann eben anders. Es geht immer anders weiter. Was ich heute bin und was mich hart und glatt und kalt macht, ist dieser Spruch der Autorität. Wenn es so nicht weiter geht, dann eben anders und ohne sie. Mit grossen nassen Augen sieht der Knabe den Lehrer an, wartet

bis er wirkt und wird dann im guten Moment unter seinen Worten und Armen hindurch an ihm vorbei gleiten und weiter gehen. Doch vorher muss er den dummen Lehrer noch ruhig lügen, darum wohl ist unser Gedächtnis eine so selektive Märchenmaschine, die erinnert was und wie wir brauchen. Uns macht sie riesig gross und gut und alle anderen klein und dumm oder auch gross und böse. Würde man nur schon das Leben in einer Art Doku sehen statt erinnern, was man mit bestem Wissen und Gewissen verzapft hat, man würde sterben vor Scham. Ich kann heute nur sein, wenn ich mein Gestern vergesse. Eine Wahrheit, die keiner gern zugibt. Es ist ja schade ums gestern. Alles schon gelebtes Leben. Mancher Guru macht Millionen mit „Lebe im Jetzt“. Und er hat Recht, darum auch wird es nach hinten in dem Raum bis zur Unerträglichkeit heller, irgendwo dort in der kalten Sonne auf die ich sehe muss mein Anfang sein. Schön denke ich und kehre um, der Junge schon wieder vor mir. Er hüpf den Weg voraus, einen Reif mit dem Stock treibend, bis der aus dem Bild zwischen die Besucher in die Galerie und dann die Treppe hinab auf die Madison rollt wo ihn ein Hybridtaxi kaputt fährt. Der Junge fängt ein Plärren an, das ich weiss, woher meine Mordlust kommt. Heute würde man ihm Ritalin geben. Ich pinkel in den Fluss und lass ihn schreien. Des Teufels Kind bekommt was es will, so wie ich auch. Nur bin ich einfach stärker, er sieht mir auf die Ohren und verstummt. Wo ist die Zukunft? frage ich ihn. Verrotzt weist er an der Gabelung auf den anderen Weg unter die Monde.

Willst du es wirklich wissen?

Nein, antworte ich.

Na dann komm. Er nimmt mich bei der Hand, ich fühle mich gut an. Weich und warm und trocken.

Die Perspektiven täuschen, das ist eine gemalte Welt hier, der Weg führt nicht unter die Monde, seitlich von ihnen weg strebt er in die Dunkelheit. Wir stolpern den Damm entlang. Dann zieht mich der Junge zum Ufer des träge fliessenden Flusses. Seine Hand zwingt mich auf die Knie und schiebt meinen Kopf übers jauchige Wasser. Du willst wirklich in die Zukunft sehen? fragt er nochmal. Ich kenne diese Schärfe im Ton, das wird sich in den nächsten vierzig Jahren noch schön ausprägen. Nein, sage ich zum zweiten Mal und der Junge nimmt die Tücher von weiteren montierten Monden. Ich sehe mich auf wegfließender Oberfläche in ihrem fahlen Licht, neben mir der Lausbub, der schon wieder lacht, das man es anzüglich nennen könnte, wenn man Antennen für das hätte. Nicht jede Schande ist meine. Siehst du es?

Ja.

Hast du mehr erwartet?

Nein. Das Ende kann kurios verlaufen, genau wie Kinder in Taxis geboren werden, doch in sich ist es nicht kurios. Manche halten Anfang und Ende für Gott, weil sie so unendlich humorlos sind. Alles was passiert, passiert dazwischen. Ich will zurück ins Leben, unten an der Bar haben sie den schweinischsten Schokoladenkuchen der Stadt. Draussen fahren die Hybridtaxi deren Motoren für die Klimaanlage läuft, in denen keine Kinder geboren werden. Im Schaufenster eines Cafes sitzt eine geliftete Leiche. Ja das ist so dumm, das ist das Leben. Ich bin zurück. Sofort ist auch der Anzug wieder nass. Im Rinnstein liegt ein zersprungener Holzreif. Wir leben um zu leben und nicht um zu wissen warum. Der Knabe springt vor mir, als sei ich mein Kind. In der Hand eine Spraydose. Hellblau sprüht er Mess